

## *Aristoteles und die chrēmata*

Und nun rufe ich als Zeitzeugen auf: Aristoteles aus Stageira, Bürger von Athen um die Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts. Er gilt heute unumstritten als der berühmte erste Theoretiker des Geldes. Und da wir mit ihm das große Glück haben, einen der zuverlässig hellsten Köpfe seiner Zeit zu hören, einen Mann, der willens und fähig war, so recht jeden Bereich dessen, was seine Welt ausmachte, gründlich zu durchdenken, dürfen wir von ihm auch in diesem Punkt gültigen Aufschluss erwarten. Eines nur dürfen wir dabei nicht: uns auf eine der modernen Übersetzungen verlassen. Und das heißt, wir können uns auch darauf nicht verlassen, dass er überhaupt über Geld gesprochen und geschrieben hätte – über etwas, was er in Wirklichkeit nicht kannte.

Nach heutiger Lehre käme er in seinem umfangreichen Werk zweimal ausführlicher auf Geld zu sprechen, einmal in den *Politika*, seiner Schrift über den Staat, und einmal in seiner *Ethik*, die aus Gründen, die wir nicht kennen, die *Nikomachische* heißt. Und mit dieser letzteren Schrift werde ich Aristoteles zuerst und vor allem zu Wort kommen lassen. Sie hat es, als Ethik, zentral mit der Frage zu tun, was gerecht und was Gerechtigkeit ist. Und das bestimmt Aristoteles, wie er jeden positiven Begriff bestimmt, als eine Mitte des richtigen Maßes zwischen einem falschen Zuwenig und einem falschen Zuviel. Diejenige Mitte, welche die Gerechtigkeit einhalte, sei demnach das „Gleiche“ gegenüber dem Ungleichen, griechisch *ison*, ein Wort, das denn auch unmittelbar in der Bedeutung von „gerecht“ verwendet wurde.

Generell betreffe Gerechtigkeit zwar alles richtige und gute Verhalten, nämlich die gesamte *aretē* und damit den gesamten Bereich der Ethik, im Speziellen aber, so sagt Aristoteles, teile sich Gerechtigkeit in diese zwei Bereiche auf: einerseits in die *Verteilungen* allgemein, *dianomai*, also unser großes Gebiet der verpflichtenden Gaben und Zahlungen, und andererseits in die Vorgänge des *Tauschs*, die *synallagmata*, zu denen Aristoteles Kauf und

Verkauf rechnet, aber auch Darlehen, Hinterlegung, Miete und ähnliches. Was Aristoteles in den *dianomai* verteilt sieht, sind nach heutigen Übersetzungen „Ehre, Geld oder andere Gütern, die unter den Mitgliedern eines Gemeinwesens zur Verteilung gelangen können“. Dass also eine solche Verteilung innerhalb der *polis* besteht und dass sie in einem Gemeinwesen ihre grundlegende Rolle spielt, das bezeugt Aristoteles damit in aller Deutlichkeit. Nur dass es neben Ehre auch „Geld oder andere Güter“ wären, die man dort verteilen würde, davon schreibt er nichts, sondern vielmehr von „Ehre, *chrēmata* oder *anderem*“.<sup>71</sup> Und *chrēmata*, wie gesagt, sind alle nur brauchbaren Dinge, auch gemünzte Stücke Edelmetall.

In beiden Bereichen nun, bei Verteilung und bei Tausch, erfordere Gerechtigkeit als das „Gleiche“ jeweils – was auch sonst – Ausgleich. Und der ergebe sich nicht etwa nur durch unmittelbare Gleichheit dessen, was auszugleichen sei, mit dem Mittel des Ausgleichs, also nicht nur im Sinne des Rhadamanthys: „Leidest du, was du getan, so ist richtiges Recht dir geworden.“ Denn grundsätzlich müsse das „Gleiche“ eines gerechten Ausgleichs gerade auch die *Ungleichheit* der Beteiligten berücksichtigen:

*Wenn zum Beispiel einer, der ein Amt bekleidet, einen anderen geschlagen hat, darf er nicht wiedergeschlagen werden, und wenn umgekehrt jemand einen solchen Machthaber geschlagen hat, so muss er nicht bloß geschlagen, sondern auch noch bestraft werden.*<sup>73</sup>

Soweit aber diese Art von Proportion oder *analogia*, wie Aristoteles sagt, beim Ausgleich beachtet werde, verwirkliche man Vergeltung und Gegenleistung – das heißt ganz genau:

*Zahlung* und *GELT* – und die seien die unbedingte Grundlage jeder Gemeinschaft, dasjenige, wodurch eine *polis* überhaupt Bestand habe. Würde man nämlich *Böses*, das einem angetan wurde, nicht vergelten, so befände man sich auf dem Stand von Sklaven, die eben *nicht* zur Vergeltung in der Lage sind. Und würde man entsprechend *Gutes* nicht vergelten, so käme es nicht zu einer Gegenleistung und würde mit ihr dasjenige fehlen, wodurch man sich überhaupt *gemeinsam* erhalte. Aus diesem Grund werde die Gegenleistung gar in Gestalt eigener Gottheiten verehrt und sei auf besondere Weise dafür gesorgt, dass man sich ihrer Bedeutung ständig bewusst bleibe:

*Darum wird auch das Heiligtum der Chariten an Orten errichtet, wo man ständig vorbeikommt: damit Gegenleistung sei; denn die gehört zur charis, zum Dank. Man muss nämlich dem, der uns gefällig gewesen ist, Gegendienste erweisen und ihm wiederum selbst zuerst gefällig sein.*

Besser kann man dieses einstmals so allgemeine Prinzip wechselseitiger Verpflichtung nicht formulieren. Mit ihm aber gelangt Aristoteles bereits zu seiner Antwort auf die Frage, wie ein solcher Ausgleich bei *Tausch* und *Kauf* aussehen müsse. Denn er fährt hier unmittelbar fort:

*Eine Gegenleistung nach Proportion – oder nach einer Diagonalen – ergibt sich durch Verbindung [sc. der beteiligten Größen]. Zum Beispiel sei A ein Baumeister, B ein Schuster, C ein Haus und D ein Schuh. Nun soll der Baumeister vom Schuster dessen Werkstück bekommen und ihm dafür das seinige als Gegenleistung überlassen. Und wenn dabei die Gleichheit nach Proportion bestimmt wird und der Ausgleich danach stattfindet, so geschieht das Gesagte. Wenn aber nicht, so ist keine Gleichheit und es gibt kein Zusammenleben, das Bestand hat.*<sup>74</sup>

Es sind also, wie Aristoteles auch noch ausführlicher darstellt, unbedingt vier Größen zu berücksichtigen, wenn es um gerechten Ausgleich geht: nicht nur die zwei getauschten Güter, sondern ausdrücklich – und so wie ich es hergeleitet hatte – auch die beiden Tauschenden selbst. Wenn zum Beispiel Schuster und Bauer miteinander Schuhe und Nahrungsmittel tauschen, so gelte: „Wie sich der Bauer zum Schuster verhält, so muss sich die Leistung des Schusters zu der des Bauers verhalten“. Die Proportion, die zwischen Bauer und Schuster als *ungleichen* Menschen besteht, gibt die Proportion vor, in welcher bei rechtem Tausch und Ausgleich die ebenfalls *ungleichen* Produkte von Schuster und Bauer stehen sollen. Oder im Bild der „Diagonale“ ausgedrückt, das Aristoteles hier ebenfalls verwendet: Dem Gefälle oder der Steigung der Diagonalen, die sich zwischen Bauer und Schuster als den *unterschiedlichen* Größen A und B ziehen lässt, muss die Steigung oder das Gefälle der Diagonalen entsprechen, die bei einem Tausch umgekehrt zwischen einer Menge der Ware des Schusters und einer Menge der Ware des Bauern zu ziehen ist, also zwischen den *unterschiedlichen* Größen D und C.

Was hier bei Tausch und Kauf gilt, ist ganz dasselbe, was allgemein auch bei den Zuteilungen beachtet wird. Für die Gemeinschaft sind die Einzelnen *ungleich*, haben sie *unterschiedliche* Bedeutung, und danach richtet sich, was ihnen an Zuteilung zukommt. Gerechtigkeit ist hier eben jene Gleichheit, *isotēs* oder *isē*, von der auch Odysseus spricht, wenn er seinen Leuten ihren „gleichen“, nämlich gerechten Teil am Beutegut danach zuteilt, *was jedem gebührt*. Aristoteles schreibt:

*Die gerechte Zuteilung des Gemeinsamen hält sich immer an die genannte Proportion; wenn eine Zuteilung gemeinsamer chrēmata erfolgt, wird sie sich an dasselbe Verhältnis halten, das die wechselseitig erbrachten Leistungen zueinander haben.*<sup>75</sup>

Dies „wechselseitig Eingebachte“, wie es wörtlich übersetzt lautet, meint alles, was die Einzelnen für die Gemeinschaft leisten, für dieses Gesamtgeflecht aus wechselseitigen Verpflichtungen. Und diesen Verpflichtungen entspricht es, dass jeder nur so gut ist und so viel gilt wie das, was er von dergleichen „einbringt“. Die Proportion, in welcher sich das, was der eine einbringt, zu dem verhält, was ein anderer, bestimmt das Verhältnis, in welchem beide in ihrer Gemeinschaft zueinander stehen. Und es ist dies Verhältnis ungleich gestellter Menschen zueinander, das gerechterweise vorgibt, in welchem Verhältnis gemeinsame Güter auf sie verteilt werden.

Um nun Güter bei einem Tausch in das passende Verhältnis zueinander setzen zu können, so schreibt Aristoteles an einer berühmten Stelle, müssten sie folglich „irgendwie vergleichbar“ sein. Und genau dafür wäre, wie uns sämtliche modernen Übersetzungen weismachen wollen, „das Geld bestimmt“. Da ist übersetzt zu lesen, das Geld würde „zur Berechnung“ von Werten dienen, zu einer Berechnung nämlich, die sich nur durchführen ließe, wenn „die fraglichen Werte“ gleich wären; und es trage „den Namen Nomisma (Geld)“ deshalb, weil es „seinen Wert“ nach dem Gesetz, dem *nomos* habe. Durch eine derart auf Geld getrimmte Übersetzung wird dem heutigen Leser präsentiert, was Aristoteles zwar nicht geschrieben hat, aber unbedingt hätte schreiben wollen. Denn selbstverständlich weiß man heute sehr viel besser als Aristoteles selbst, was er gemeint hat und was er nur offensichtlich – *ipse dixit* zählt nicht – unfähig war in Worte zu fassen. Denn in Aristoteles' Worten kommt nichts von Geld vor, nichts von Werten und nichts von deren Berechnung, das alles muss man ihm unterstellen.

Was er wirklich schreibt, lautet in einer möglichst wörtlichen Wiedergabe so:

*Daher muss alles irgendwie vergleichbar sein, was getauscht wird. Und das übernimmt die Münze [statt: das Geld] und sie ist sozusagen eine Mitte. Denn sie misst alles, daher auch das Zuviel und das Zuwenig, [ohne die Einfügung: es (sc. das Geld) dient also z. B. zur Berechnung,] wie viele Schuhe einem Haus oder Lebensmitteln gleich sind. Demnach muss sich so, wie sich ein Baumeister zu einem Schuster verhält, eine Anzahl Schuhe zu einem Haus oder zu Lebensmitteln verhalten. Denn wenn dies nicht ist [statt: Ohne solche Berechnung], wird kein Austausch und keine Gemeinschaft sein. Und dies wäre nicht [statt: Die Berechnung ließe sich aber nicht anwenden], wenn sie [sc. Schuhe, Haus und Lebensmittel statt: die fraglichen Werte] nicht in gewissem Sinne gleich wären. So muss denn alles mit Einem gemessen werden, wie vorhin gesagt worden ist. Dieses Eine ist in Wahrheit das Bedürfnis, das alles zusammenhält. Denn wenn sie [sc. die Menschen] nichts bedürften oder nicht auf die gleiche Weise, gäbe es entweder keinen Austausch oder nicht denselben [sc. keinen zusammenhängenden]. Zum Stellvertreter des Bedürfnisses aber ist die Münze [statt: das Geld] kraft Übereinkunft geworden; und darum trägt sie den Namen nomisma, weil sie nicht von Natur aus ist [statt: weil es seinen Wert nicht von Natur hat], sondern nach dem nomos, dem Gesetz, und weil es bei uns steht, sie zu verändern und außer Verwendung [statt: außer Umlauf] zu setzen.*<sup>76</sup>

Was nach Gleichheit und Proportion getauscht wird, es muss alles irgendwie vergleichbar sein und Münzen sind dafür da, diese Vergleichbarkeit zu leisten, so schreibt Aristoteles sehr richtig. Unter dem Bann der modernen Geldverhältnisse aber setzen wir und die Übersetzer des Aristoteles sogleich voraus, die Münzen würden all diese Dinge erstens als *Werte* bestimmen und zweitens folglich als Werte auch *berechnen* lassen. Und tatsächlich schreibt

Aristoteles ja davon, dass alle Dinge *mit Einem* zu messen seien. Hätte er jedoch unter diesem *Einen* die Münzen als ein *gemeinsames Maß* verstanden, nach dem sich *berechnen* ließe, welchen *Wert* ein jedes Ding habe, dann wären Münzen, da sie diesen Wert insbesondere darstellen würden, tatsächlich *Geld*. Doch so bestimmt Aristoteles dieses *Eine* ausdrücklich nicht – und hat dafür in der Neuzeit dann ordentlich Tadel einstecken müssen, eben weil es dann so gar nicht mit dem Geld zusammenpasst. Denn Aristoteles bestimmt das *Eine*, das alle Dinge vergleichbar mache, eben *nicht* als *Wert* und als etwas in Zahlen *Berechenbares*, sondern – zu Recht – nur als *Bedürfnis*.

Es heißt griechisch *chreia*, ein Wort, das „Brauchen“ sowohl im Sinne von „Gebrauch“ als auch im Sinne von „Benötigen“ meint und das auf dieselbe sprachliche Wurzel zurückgeht wie die *chrēmata*. Was die getauschten Dinge verbindet, ist laut Aristoteles also die einfache Tatsache, dass Menschen nur austauschen, was sie wechselseitig voneinander *brauchen* und *brauchen können*. Und Aristoteles sagt noch genauer, nur sofern sie *gleichermaßen* alle zum Beispiel Haus, Schuhe oder Nahrungsmittel brauchen können, kommen sie dazu, diese Dinge gegeneinander zu tauschen, und sei es vermittelt über Münzen. Doch was dann nach Bedürfnis bemessen wird, es ist und bleibt auf diese Weise eine Größe, die sich nicht in Werten berechnen und angeben lässt. Die *chreia*, ob nun der *Bedarf* an bestimmten Dingen oder ihr *Gebrauch*, ist nicht anders zu bemessen als nach der *Schätzung*, die dem jeweiligen Ding gilt.

Und wirklich sagt Aristoteles aufs Genaueste, was sich daraus für die Bemessung ergibt: Sie kann zwischen den bemessenen Dingen nur *Gleichheit* oder *Ungleichheit* feststellen, also entweder *Gleichheit* oder ein *Zuviel* gegen ein *Zuwenig* auf den zwei verglichenen Seiten. Denn die Münzen, so schreibt Aristoteles, messen alles, „daher auch das Zuviel und das Zuwenig“, und können so nur festhalten, „wie viele Schuhe einem Haus oder Lebensmitteln *gleich* sind“, nicht etwa, wie viel die Schuhe, das Haus und irgendwelche Lebensmittel jeweils für sich genommen an *Wert* hätten. Oft und oft wiederholt Aristoteles, was beim Tausch ebenso gilt wie bei den Verteilungen allgemein, dass einer nur „sowohl *ungleich* als auch *gleich* haben“ kann wie ein anderer. <sup>77</sup> Und wie Aristoteles außerdem nicht müde wird zu betonen, verlangt jene Bemessung der *Gleichheit*, die Münzen bei einem Tausch zu leisten haben, ausdrücklich die Beachtung der Proportion, die zwischen den tauschenden Personen besteht. Und damit ist ausgeschlossen, dass sich für die einzelnen Dinge ein bestimmter Wert berechnen ließe: Aristoteles denkt nicht daran anzugeben, *wie sich der Wert von etwas berechnet*, sondern beschreibt, *unter welchen Umständen ein Preis für angemessen und gerecht gelten darf*.

Deshalb geht Aristoteles bei der Bemessung von Dingen nach *chreia* ebenso davon aus, dass sie nur *paarweise eines am anderen* gemessen werden, auch dann, wenn es auf einer Seite Münzen sind. In der zitierten Passage sagt er glasklar, Münzen bemäßen, „wie viele Schuhe einem Haus oder Lebensmitteln gleich sind“, eine Formulierung, nach der nur jeweils paarweise die Schuhe dem Haus oder aber die Schuhe den Lebensmitteln entsprechen. Aristoteles verwendet dafür gar ein eigenes Wort, *syndyazein*, das abgeleitet ist von *dyo*, der

<sup>78</sup> Zwei, und unmissverständlich die Bedeutung hat: „*paarweise* vergleichen“. Auch dort, wo Aristoteles explizit durchspielt, wie die unterschiedlichen Dinge durch Münzen als eine „Mitte“ bemessen werden, bleibt er konsequent bei den proportionalen *Paarungen* – man muss nur genau genug darauf achten:

*A sei ein Haus, B seien zehn Minen und C sei ein Bett. Dann ist A die Hälfte von B, wenn das Haus fünf Minen entspricht. Und wenn C der zehnte Teil von B ist, so sieht man, wie viele Betten dem Hause gleich kommen, nämlich fünf.*

A wird nur mit B, B wird nur mit C und C dann wiederum mit A verglichen und in proportionale Entsprechung gesetzt. Wie sehr es für uns auch nahe läge, bei einem solchen Beispiel davon zu sprechen, das Haus habe den Wert von fünf Minen und das Bett den Wert von einer, ohne dass wir dann noch eigens Haus und Bett ins Verhältnis zueinander setzen müssten, Aristoteles denkt und formuliert es – mit aller Genauigkeit – anders: Für ihn gibt es nicht Wert als jeweils eigenes Maß in jedem einzelnen Ding, sondern allein die paarweise Bemessung eines Dings an einem anderen.

Der Tadel, den Aristoteles für diese Ausführungen in seiner *Ethik* einstecken musste, weil sie zeigen würden, dass er Wert und Geld nicht recht verstanden hätte, ist also fehl am Platze: Aristoteles hatte es noch nicht mit Geld und Wert zu tun. Ungerechtfertigt ist aber deshalb umgekehrt auch das Lob, das ihm für die *Politika* zuteil wurde, weil er dort das Geld bereits in seinen modernen Auswüchsen durchschaut und, besonders erstaunlich, zutreffend kritisiert hätte. Tatsächlich werden wir Aristoteles beeindruckend scharfsichtig finden, was die Verwendung von Münzen anbelangt; doch was er da so scharf sieht, es bleibt eine Gegenwart bloß der Münzen, nicht des Geldes.

Beginnend mit Kapitel 8 des ersten Buches widmet sich Aristoteles in den *Politika* ausführlich dem Thema Besitz und Erwerb. Besitz, *ktēsis*, und der wahre Reichtum, *plutos*, bestehe von Natur aus in den Dingen, „die für die Gemeinschaft in Haus und Staat zum Leben nützlich und notwendig sind“<sup>79</sup> und auf deren Erwerb man deshalb bedacht sei. Und weil diese Dinge *chrēmata* heißen, nennt Aristoteles ihren Erwerb *chrēmatistikē*, zu ergänzen *technē*: die auf *chrēmata* bezogene *Fähigkeit*, die *Fertigkeit*, sie zu erwerben.

Nun gibt es schon bei den Tieren unterschiedliche Weisen zu leben, sei es in Herden oder vereinzelt oder sei es in vielen weiteren Hinsichten. Und diese Lebensweise hängt laut Aristoteles jeweils davon ab, wovon sie sich ernähren, denn die Natur gebe ihnen passend vor, bei welcher Lebensweise sie am ehesten zu ihrer Nahrung gelangen und ihre Nahrung also „erwerben“ könnten. Entsprechend hätten auch die Menschen verschiedene Lebens- und Erwerbsweisen ausgebildet, von denen Aristoteles diese fünf nennt: ein Leben als Nomaden, als Bauern, als Räuber, als Fischer oder als Jäger. Trocken und ungerührt stellt Aristoteles außerdem fest, auch die Kriegskunde sei insofern eine Erwerbskunde, als sie ähnlich wie die Jagd verfare, nur dass sie eben nicht gegen Tiere, sondern „gegen solche Menschen zur Anwendung komme, die von Natur zu dienen bestimmt sind, aber nicht freiwillig dienen wollen“. Und so handelt es sich bei den zu erwerbenden *chrēmata* also um nichts anderes als Feld- und andere Früchte, um jede Art von Vieh und dessen Erzeugnisse, um Fische, um Wild, um dienende Menschen und um das, was man anderen davon räuberisch abnehmen kann.

Doch von diesen Arten einer Chrematistik, die bei Aristoteles die natürliche heißt, unterscheidet er grundsätzlich noch eine zweite, künstliche. Und sogleich steht für sämtliche Übersetzer neuerer Zeiten fest, Aristoteles hätte schreiben wollen, diese „andere Gattung von Erwerbskunst“ bezeichne man „insbesondere und mit Recht als die Kunst des *Gelderwerbs*“<sup>80</sup>. Davon aber schreibt Aristoteles nichts, er sagt vielmehr eindeutig, man nenne diese andere Gattung von *chrēmatistikē* nur „insbesondere und mit Recht“ *chrēmatistikē*. Sie ist Erwerb wie die anderen, wie die natürlichen Arten von *chrēmatistikē*, sie ist nur eine weitere Chrematistik neben der natürlichen. Und Aristoteles erklärt so genau, wie es sich für

einen großen Philosophen ziemt, weshalb sie ihre Bezeichnung als Erwerb *insbesondere* verdiene: Während die *chrēmatistikē* sonst natürlicherweise auf „anderes“, nämlich auf die bestimmten Dinge abziele, die man braucht und deshalb erwerben will, ziele die künstliche <sup>81</sup> *auf den Erwerb selbst*: auf die bloße Vermehrung des Besitzes. Und das ergebe sich daraus, dass es bei diesem Erwerb insbesondere um *Münzen* geht, um die *nomismata*.

Das entwickelt Aristoteles so: Von allen *chrēmata* gebe es zweierlei Gebrauch. Zum einen gebe es den Gebrauch, der einem Ding jeweils zu eigen ist, so wie zum Beispiel der Gebrauch von Schuhen spezifisch darin besteht, sie an den Füßen zu tragen. Und zum anderen gebe es ihren Gebrauch als Mittel zum Tausch. Auch dieser Tausch habe zunächst seine natürliche Variante, wenn Menschen nämlich Ding gegen Ding tauschen, „indem sie zum Beispiel Wein für Korn geben und nehmen“, und solange es dabei bleibe, diene der Tausch auch nur dazu, die Versorgung zu ergänzen. Etwas anderes aber werde daraus, wenn es um Münzen gehe. Sie seien zwar genauso brauchbare Dinge wie Wein und Korn, so sagt Aristoteles, also Ding unter <sup>82</sup> Dingen, aber sie sind doch *insbesondere* dem Tausch zugeordnet. Und diesen Gebrauch als Tauschmittel mache von den Münzen das Krämergewerbe, die Hökerei, die *kapēlikē*. Der Höker kauft mit Münzen andere *chrēmata* ein, um sie für Münzen auch wieder zu verkaufen. Und damit gelten bei ihm Tausch oder Kauf nicht mehr dem nützlichen Ding, das er erwirbt, sondern dem Mittel zu weiterem Tausch, den Münzen selbst. Münzen, die zum Erwerb von etwas dienen, dienen dort nur zum Erwerb von wiederum Münzen und sind in diesem Fall, wie Aristoteles schreibt, „Anfang und Ende des Tauschs“: Der Erwerb zielt nur wieder auf <sup>83</sup> Erwerb.

Der Erwerb von Münzen aber, um wieder Münzen zu erwerben, habe keine Schranke, ganz im Gegensatz zum wahren und natürlichen Reichtum, und sei daher widernatürlich: Der wahre Reichtum finde in den brauchbaren Dingen, in denen er besteht und die notwendig begrenzt sind, notwendig auch selbst seine Begrenzung. Widernatürlich sei der Krämer-Reichtum an Münzen außerdem, da sie sich dort, wo man sie für den Erwerb weiterer Münzen erwirbt, dem natürlichen Gebrauch entziehen und sich so ergeben könnte, dass jemand reichlich Münzen gestapelt, aber nichts zu essen hat – dass es ihm also ginge wie König Midas, dem sein unseliger Wunsch erfüllt wurde, alles, was er berühre, möge sich in Gold verwandeln: Jeder Bissen, den er zum Mund führte, ward zu Gold und war nichts mehr zu beißen. Münzen vermögen zwar in Essbares und Brauchbares getauscht zu werden, aber nicht *von Natur aus*, sondern durch *Setzung*. Und damit, so wiederholt Aristoteles mehrfach, könne ihr Gebrauch als Tauschmittel ebenso auch wieder aussetzen und nichts natürlich Brauchbares mehr mit ihnen einzutauschen sein.

Und schließlich ist für Aristoteles ein Erwerb, der mit Münzen nur wieder Münzen einbringen soll, deshalb widernatürlich, weil ein bloßer *Tausch* damit *mehr* vom Getauschten abwirft. Das widerspricht der Vorstellung, dass die getauschten Dinge jeweils einander angemessen sein sollen: Wenn eine bestimmte Menge von Münzen einer Ware bei deren Kauf angemessen ist, dieselbe Ware aber im nächsten Moment bei ihrem Verkauf einer *größeren Menge* von den gleichen Münzen angemessen sein soll, kann das Mengenverhältnis nicht beide Male angemessen sein. Ein solcher Tausch von *Münzen* in *Ware* und wiederum in *mehr Münzen* führt zu etwas, wofür damals die Wucherer besonderen Hass auf sich zogen, die sogenannten *Obolenstapler*, die Münzen verliehen, um mehr Münzen dafür zurückzubekommen: Er führt zu einem Münzgewinn als *Zins*. Und der – darauf weist Aristoteles berühmterweise hin – heißt griechisch *tokos*, das sich von „gebären“ ableitet und etwa „Sprößling“ bedeutet, aber

auf Münzen angewandt die natürliche Fruchtbarkeit widernatürlich auf etwas Unfruchtbares wie Metall übertrage.

Es ist diese Kritik an einer bestimmten Verwendung von Münzen, die heute anerkennend als Aristoteles' Kritik am Geld gedeutet und damit leider missverstanden wird. Tatsächlich aber benennt Aristoteles scharfsichtig schon die Gefahr eines solchen Gebrauchs der Münzen, die sich dann, wenn wirklich *Geld* in *Ware* und diese in *mehr Geld* getauscht wird, ins Unermessliche potenziert, da sie dort eine ganze Gesellschaft ergreift. Hier jedoch spielt sich diese Art von Münzerwerb ausdrücklich nur im Rahmen der *kapēlikē* ab und nicht innerhalb des Gemeinwesens allgemein. Aristoteles spricht dezidiert nur von *denjenigen*, die dieser Art Erwerb nachgehen, während es das Gemeinwesen mit seinen *Verteilungen* ja in der Hauptsache gerade nicht tut. Die Unbegrenztheit eines Erwerbs von Münzen mit Münzen, sie verbleibt hier ganz in den engen Grenzen, die dem kleinen Handel der *kapēloi* gezogen sind. Und eben damit können die Münzen, auch wo sie den natürlichen Gebrauch von *chrēmata* widernatürlich verlassen, nicht zu Geld werden.